

Zeitschrift:	Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber:	Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band:	91 (1997)
Heft:	12
Artikel:	Alles dreht sich ums liebe Geld... (zweiter Teil und Schluss) : vom wahren Charakter der Leute und ihrer Institutionen ; Auf der Suche nach Früchten christlicher Liebe ; Weitere "Tests" ; In Polizeigewahrsam ; Das Geldsystem abschaffen?
Autor:	Winkler, Ralf
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-144081

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Alles dreht sich ums liebe Geld...

(Zweiter Teil und Schluss)

Vom wahren Charakter der Leute und ihrer Institutionen

So ging's denn weiter. Zunächst nach *München*, der Stadt wo – so war zu vermuten – die christlich-soziale Lebensbewältigung besonders gross geschrieben und betrieben würde. Also zuerst ins Kolpinghaus, dem katholischen Gesellenhaus, wo – oh Graus! – selbst nach langer Diskussion mit dem Portier nichts zu machen war. Auch bei der Evangelischen Bahnhofmission verhielt man sich zugeknöpft. Immerhin erhielt ich dort einen Tee und zwei Stücklein Brot. Aus dem anschliessend aufgesuchten Bahnhofwartsaal wurde ich anlässlich einer Kontrolle nachts um zwölf hinausgeschmissen. In der Bahnhofshalle konnte man allerdings auf Steinbänken sitzen. Sobald man sich aber niederlegte, kam ein Polizist und stellte einen wieder auf.

Die bisherige Reise und die dabei gemachten Erfahrungen schienen mir ein vorzügliches Mittel, den wahren Charakter der Leute und ihrer Institutionen kennenzulernen. Wäre ich piekfein und hochstaplerisch dahergekommen, wäre ich vermutlich sehr zuvorkommend empfangen worden. Doch so, als Tippelbruder mit Rucksack, sah ich eher, was an den Dingen und hinter den Fassaden war. Jedenfalls gab's damals Tage, an denen ich dachte: «Jetzt möchte ich endlich auf einen *Menschen* stossen und nicht nur immer auf *Christen*.»

Also weiter, Richtung Norden, wo mich ein Fahrer auf der Autobahn bis zur Ausfahrt nach *Augsburg* mitgenommen hatte. In der Nähe erblickte ich einen Teich mit Baumgruppen an den Uferpartien. Ich überlegte, ob ich dort nächtigen sollt. Wasser für die Morgentoilette hätte es ja ge-

habt. Dann aber versuchte ich doch noch weiter zu kommen. Ein Motorradfahrer hielt an und nahm mich mit nach *Augsburg*. Auf die Schilderung meiner Situation hörte er mir, doch das Bodelschwingh-Heim aufzusuchen, das da ganz in der Nähe sei. Also gut gefragt und frisch gewagt, doch anscheinend war ich zu wenig vertrauenerweckend, denn der Leiter wies mich, trotz meines mehrfachen Nachbohrens, ziemlich ungehalten ab. Er hätte das ganze Haus voll und dergleichen Ausreden mehr.

Wieder auf der Strasse, sprach ich eine Frau mit meinem Problem an. Sie nannte mir die Adresse eines *Diakons*. Den suchte ich auf. Auf dem Vorplatz des Hauses spielten zwei Personen Federball. Daneben stand ein Auto mit auswärtigem Nummernschild. Im Haus empfing mich eine Frau, der ich mein Anliegen vorbrachte. Sie holte einen der beiden Spieler herein. Es war der Diakon. Ich wiederholte mein Anliegen. Er liess mich warten. Inzwischen gab mir seine Frau etwas zum Nachtessen und richtete für mich auch noch einen Reiseproviant her. Dann kam er wieder. Da er mich wegen seines Besuchs nicht aufnehmen konnte, hatte er in der Stadt herumtelefoniert und dabei schliesslich eine Unterkunft für mich gefunden. Es sei allerdings das katholische Kanisius-Heim, ob mir das nichts ausmache. Was ich verneinte. Doch sei das Heim ziemlich weit entfernt, somit müsste ich die Strassenbahn benutzen. Er wolle mir das Geld für die Tramfahrt geben. Als ich mich dagegen sperrte, drängte er mich, das müsse ich nun annehmen. So liess ich mich schliesslich, wenn auch schweren Herzens, dazu bewegen, das Fahrgeld entgegenzunehmen. Noch hatte ich die Münzen nicht in der Hand, da ging die Küchentüre auf. Herein

trat der Besuch und offerierte mir spontan, er fahre mich mit seinem Auto ins Heim. Worüber ich überaus glücklich und froh war, kam ich so doch um die Geldannahme herum.

Nach einer Übernachtung in Butzbach erreichte ich Dünnerholz, wo ich bei Bernhilde von Bodelschwingh das gesuchte Schriftstück fand. Als ich wieder Richtung Schweiz abreisen wollte, meinte Bernhilde, wenn ich nun schon hier wäre, sollte ich doch auch Frau Meyer zu Schwabedissen in Bielefeld besuchen, die sich darüber sicherlich freuen würde. Wenn auch mit Hemmungen – meiner Spielregeln für das Experiment wegen – entschloss ich mich dazu. Frau Meyer nahm sehr Anteil an unserem Bemühen, Bodelschwinghs Siedlungswerk wiederzubeleben. Sie und ihr Mann waren ein bemerkenswertes Fabrikantenehepaar, das in einem Vorort von Bielefeld eine Textilfabrik (zur Hauptsache Manchester- und Samtstoffe) besass. Der Klassenunterschied in der eigenen Fabrik bedrückte sie so sehr, dass sie beschlossen, in ihrem Betrieb die *Arbeiterselbstverwaltung* einzuführen (lange bevor dies auch anderswo geschah). So konnten die Arbeiter den eigenen Lohn festsetzen und über Investitionen beschliessen. Sie setzten auch für die Besitzerfamilie einen Lohn fest, so dass diese nicht zu darben hatte und immer wieder grosszügig Projekte oder Organisationen unterstützen konnte.

So berichtete ich Frau Meyer zu Schwabedissen von unseren Plänen in Südfrankreich und erlebte die Überraschung, dass sie sich anerbot, uns zu einem Neuanfang in Frankreich zu verhelfen und uns dafür zehn- bis zwölftausend Mark zur Verfügung zu stellen. Ich nahm dieses Angebot freudig an, da es sich ja auf eine Sache bezog, die nach Ablauf meines Ohne-Geld-Leben-Experiments stattfinden würde.

Auf der Suche nach Früchten christlicher Liebe

Nun ging's in Etappen über Hannover, Hedemünden und Homberg der Schweiz zu. Fast drei Wochen waren seit Beginn

meines Experiments verstrichen, als ich in Frankfurt am Main ankam, wo gerade ein *Kirchentag* stattfand. Da waren die Christen ziemlich lieb, so dass ich es zwei Tage unter ihnen aushiel. Dann ging's bis Darmstadt mit Verpflegungs- und Übernachtungshalt.

In der Nähe von Karlsruhe machte ich einen weiteren Versuch und begab mich zum *katholischen Pfarrhaus*. Da niemand zu Hause war, wartete ich, bis schliesslich ein Kaplan eintraf. Diesem eröffnete ich, ich hätte schon soviel von christlicher Nächstenliebe gehört, wisse aber immer noch nicht recht, was das sei, und ob er mir das nicht genauer erklären könne? Worauf er mir einen wunderschönen Vortrag hielt und mir dazwischen ein Glas Milch und zwei belegte Brötchen anbot. Erst beim Abschied bat ich um Unterschlupf in dem grossen, nur vom Kaplan bewohnten Haus. Doch da war nichts zu machen. Er entliess mich in die Nacht mit dem Rat, doch die Herberge aufzusuchen (wohl wissend, dass diese schon geschlossen war und ich kein Geld besass). So marschierte ich denn noch eine Weile der Landstrasse entlang in die Nacht hinein. Schliesslich nächtigte ich unter dem Dach einer Bauhütte, die ich frühmorgens wieder verliess, noch bevor die Bauarbeiter eintrafen.

Über Müllheim reiste ich zurück in die Schweiz. Ein Heilsarmeekapitän, den ich in Rheinfelden «heimsuchte», ermöglichte mir – auf Schein – die Übernachtung in einem Gasthaus. Über Frick gelangte ich endlich nach *Zürich*, wo ich mich aber noch ein paar Tage herumtreiben musste, bis der Monat für meine Wette ganz voll war.

In Zürich wollte ich *Gottlieb Duttweiler* im Bürohaus der Migros am Limmatplatz aufsuchen, um ihn für unsere Frankreich-Pläne zu interessieren. Dabei geriet ich in das Büro von *Karl Ketterer*, der damals, wenn ich nicht irre, Leiter eines Büros für soziale Aktionen war. Ketterer war ein alter und guter Bekannter meiner Frau Hedi, da sie mit ihm zusammen im Vorstand des Service Civil International tätig gewesen war. Wir hatten uns seit Jahren nicht mehr

gesehen. Er lud mich zum Essen ein, wo ich ihm von unsern neusten Plänen berichtete und von meinen Erwartungen gegenüber Dutti. Ketterer selber interessierte sich sehr für unser Vorhaben in Frankreich und meinte: «Du, das mit dem Dutti, das überlass mir. Ich werde mit ihm reden. Komm dann in einigen Tagen wieder bei mir vorbei.»

Am selben Nachmittag und immer noch auf der Suche nach Früchten christlicher Liebe oder zumindest Menschlichkeit, begab ich mich zu einem Pfarrhaus am Bullingerplatz. Was ich dort erlebte, war umwerfend. Der Pfarrer und seine Frau nahmen mich – den einfach so dahergelauschten Fremdling – auf wie einen guten alten und lieben Freund. Sie offerierten mir ein Zimmer. Ich konnte ein Bad nehmen. Sie stellten mir eine Fruchtschale ins Schlafzimmer. Essen konnte ich mit ihnen, wie wenn ich zur Familie gehörte. Als Abschiedsgeschenk gab's noch ein Büchlein. Wirklich eine *erstaunliche Gastfreundschaft*.

Noch diese und jene Menschen suchte ich an den folgenden Tagen in und um Zürich auf, darunter auch verschiedene Pfarrer, um mit Essen und Schlafen über die Runden zu kommen. In der Regel gab es Gutscheine, für den zweitletzten Tag auch bei der *Heilsarmee* im Industriequartier. Was Folgen hatte. Nachdem ich nämlich im Heilsarmeeschlafsaal übernachtet hatte, versuchte ich vergeblich, mir mit meinem Gutschein ein Frühstück zu genehmigen. Der übelgelaunte Verwalter – was hatte ich ihm zuleid getan? – pfiff mich an, jetzt gebe es nichts mehr, da hätte ich früher kommen müssen. Auf meine Frage, wie ich denn das hätte wissen sollen, gab er zurück, das stehe in der Hausordnung. Wo diese sei? «Unten, bei der Treppe.» Worauf ich mich dorthin begab, sie las und entdeckte, dass ich noch innerhalb der Zeit lag, wo ich etwas hätte erhalten sollen. Ich ging hinauf in den Schlafsaal, wo er am Betten war, und meldete ihm das, worauf er mich erneut anschrie. Wenn da jeder kommen wollte, wenn es ihm gerade so passte, und der weiteren Unfreundlichkeiten mehr.

Wie ich ihn dann erstaunt fragte, wo er seine Christlichkeit gelernt hätte, wurde er erst recht wütend: «Ja, was Christlichkeit? Die ist bei mir im Portemonnaie wie bei allen anderen auch!» Was wollte ich da noch sagen? Ich verliess das Haus, um mich zu Karl Ketterer zu begeben.

Weitere «Tests»

Wie ich mit leerem Magen dem Limmatplatz zusteuerte, entsann ich mich, dass sich ganz in der Nähe, an der Ausstellungsstrasse, ein Pfarrhaus befände und es mir vielleicht gelingen könnte, hier doch noch ein Frühstück zu ergattern. Ähnlich wie am zweiten Abend in Zweisimmen fragte ich den Pfarrer, ob es in seiner Gemeinde Kirchenmitglieder gäbe, deren *Nächstenliebe* ausreichend wäre, um mir ein Morgenessen zu offerieren? Die Frage wunderte ihn zwar, doch statt sie zu beantworten, wollte er von mir wissen, wer ich sei, wie ich heisse, woher ich komme und dergleichen mehr. Ich blieb ihm die Antwort auf seine Neugier schuldig und meinte, dies sei nicht so von Belang, er möchte doch zuerst meine Frage beantworten. Wovor er sich weiterhin drückte, so dass ich ihm sagte, mich interessierte nun einmal das Problem der christlichen Nächstenliebe und ich wäre froh, wenn er auf das Thema einginge. Worauf es heftig aus ihm herauskam: «Gehen Sie mir weg mit Ihrer christlichen Nächstenliebe! Ich kenne das gut genug. Ich bin lange genug Pfarrer gewesen.» Wie ich merkte, dass sein Unmut sich je länger desto mehr steigerte, verabschiedete ich mich. Ich wollte zu Ketterer, der aber an diesem Tage nicht anzutreffen war. Am selben Abend, dem zweitletzten des vollen Monats, übernachtete ich in der «Herberge zur Heimat». Diesmal mit dem Gutschein eines anderen Pfarrers.

Am letzten Tag, diesmal mit Frühstück im Magen, gehe ich gemächlich Richtung Limmatplatz und überlege mir, wo ich zwei Briefe schreiben könnte. Ich komme dabei an einem «*Haus der Bibel*» vorbei, sehe mir das Schaufenster an und betrete den Laden. Ich beginne mit der Verkäuferin ein

Gespräch und bekomme von ihr einen guten Eindruck. Ich mache mit ihr den «Test», das heisst: Ich bitte sie um zwei Briefmarken, da ich völlig ohne Geld sei und zwei Briefe schreiben möchte. Anstandslos gibt sie mir die Marken, entnimmt ihrem Handtäschchen das Geld und legt es in die Portokasse.

Während ich mich dem Limmatplatz nähere, beschäftigt mich die *Auseinandersetzung mit dem Pfarrer* vom Vortag, seine meines Erachtens erschreckende Haltung, und ich beschliesse, ihn nochmals aufzusuchen. Nicht um ihn anzubetteln, sondern um mit ihm über sein seltsames Verhalten zu reden. Beim Pfarrhaus angekommen, öffnet mir seine Haushälterin die Tür und bittet mich in ein Empfangszimmer. Der Herr Pfarrer sei im Moment nicht hier, komme aber bald. Ob ich in der Zwischenzeit einen Brief schreiben könne, frage ich sie. «Aber selbstverständlich.» So krame ich den Schreibblock aus dem Rucksack und mache mich ans Schreiben. Nicht lange geht es, da öffnet sich die Tür, der Pfarrer steht da und schaut mich mit grossen Augen an, als hätte er einen Geist vor sich. «Ja, sind Sie schon wieder da? Was wollen Sie eigentlich? Was machen Sie?» – «Briefe schreiben.» – «Wenn Sie Briefe schreiben wollen, dann gehen Sie doch in eine Schreibstube oder auf die Post. Und wer sind Sie eigentlich? Treiben Sie sich den ganzen Tag nur so herum?» Wie ich ihm entgegne, seine Haushälterin hätte mir zu schreiben erlaubt, ist er einem Wutanfall nahe: «Ich will es mit normalen Leuten zu tun haben!» Was mich antworten lässt: «Sie müssen die Leute schon so nehmen, wie sie sind.» Was ihn noch ganz aus dem Häuschen bringt: «Jetzt machen Sie, dass Sie sofort aus dem Haus kommen, oder ich hole die Polizei!»

In Polizeigewahrsam

Schon im Weggehen frage ich ihn noch, wo denn die Post sei. «Um den Block herum», gibt er mir Bescheid. In der Schalterhalle bemerke ich, dass die Post schon bald für die Mittagspause geschlossen wird und

es sich nicht mehr lohnt, mit dem Briefschreiben anzufangen. Als ich langsam wieder die Halle verlasse und die paar Stufen zum Trottoir heruntergehe, kommt ein *Mann in Zivil* auf mich zu und verlangt von mir, dass ich mich ausweise. Nachdem er Einblick in meinen Pass genommen hat, fragt er mich, wo ich eben gewesen sei. «In der Post drin, das haben Sie ja gesehen.» – «Nein, vorher, meine ich.» – «Hinten, in der Paralellstrasse, im Pfarrhaus.» Und schon kommt ein zweiter Mann auf mich zu. Die beiden heissen mich, ihnen zu einem Auto zu folgen. Sie fahren mich damit zur Polizeihauptwache «Urania». Dort werde ich in eine *Arrestzelle* gesperrt und darf hier warten, bis der eine Polizist seine Mittagspause hinter sich hat und sich weiter mit mir beschäftigen wird.

Ich klopfe an die Zellentür, ein anderer Beamter öffnet und fragt mich ungnädig, was ich wollte. Ich bitte ihn, mich telefonisch bei Pfarrer Ulrich abzumelden, da ich auf 13 Uhr bei ihm bestellt sei. Aber ich erhalte vom Beamten keine Antwort, ob er es tun werde oder nicht. Somit überlege ich, ob ich einen Zettel zum Fenster hinauswerfen soll mit der Notiz: «Bitte, Pfarrer Ulrich anrufen und mich abmelden». Doch verwerfe ich den Gedanken, da die unter meinem Arrestraum vorbeigehenden Passanten ebenfalls von der Polizei sein könnten und ich mir so zusätzliche Schwierigkeiten aufhalsen würde.

Am frühen Nachmittag holt mich der Polizist, der meine Schriften kontrolliert hat, aus der Zelle heraus und führt mich in einen anderen Raum. Dort will er ein Protokoll über meine – was eigentlich? – Missetat aufnehmen. «Was habe ich denn verbrochen?» will ich vom Beamten wissen und erfahre indirekt, dass der Pfarrer von der Ausstellungsstrasse mich *angezeigt* hat. Mein Verbrechen besteht darin, *mittellos und obdachlos* zu sein, weswegen ich nun in meine Heimatgemeinde überführt werden müsse, eröffnet mir der Beamte. Obwohl ich ihm sage, das sei doch alles Stumpfsinn, dies sei der letzte Tag meines Experiments und morgen wäre ich wieder zu Hause bei den Meinen, also mit

einem Dach über dem Kopf und Geld im Portemonnaie. Während des ganzen Monats sei ich in Österreich und Deutschland gewesen, ohne jegliches Geld, aber bei keinem Polizisten hätte ich deswegen zu leiden gehabt. Nur hier, in der «freien Schweiz», laufe es anders und erst noch «wie blöd». Trotz all meiner Einwände – die der Beamte halbwegs einsah – musste die unsinnige Maschinerie abrollen, die Bürokratie ihren «geordneten» Gang gehen. Am Schluss bat ich den Beamten noch, er möchte doch wenigstens Karl Ketterer telefonisch Bescheid geben, was mit mir los sei und mich hindere, ihn zu treffen. Doch wiederum erhielt ich keine Antwort, ob meine Bitte erfüllt werde oder nicht.

Darauf wurde ich wieder in die Arrestzelle verbracht. Ich hatte da zu warten und mir meine Gedanken durch den Kopf gehen zu lassen, bis ich gegen den Abend mit einem Gefangenewagen in die *Kaserne der Kantonspolizei* überführt wurde. Dort wollte man mir noch das Nachtessen, Brot und Suppe, verabreichen. «Mir sind Appetit und Hunger vergangen», lehnte ich ab, worauf es hiess: «Nehmt es nur, es gibt nichts mehr bis am Morgen.» Dann wurde ich im Keller in eine Gemeinschaftszelle eingesperrt. Darin befand sich nur ein einzelner Arrestant. Dem erzählte ich, was mir widerfahren war. Er sagte, er sitze nun schon zehn Tage in der Zelle und in dieser Zeit habe die Polizei schon einige eingeliefert, die durch Pfarrer hereingeleimt worden seien.

Während wir zwei Gefangenen uns weiter miteinander unterhielten, ging plötzlich die Zellentüre nochmals auf. Herein trat ein junger uniformierter Polizist, der mich in überraschend freundlichem Ton bat: «Herr Winkler, kommen Sie doch bitte mit mir!» Was war da los? Oben im Gang stand ein Wachmeister, der mich ebenfalls freundlich grüsste und mich in einen Raum führte, wo Karl Ketterer – damals noch Kantonsrat, später Nationalrat und Stadtrat von Winterthur – auf mich wartete. Nun begriff ich den freundlichen Ton. Ketterer, der doch Bericht erhalten hatte, wollte mich sofort herausholen, hatte aber die grösste

Mühe, mich überhaupt ausfindig zu machen. Er wollte sich für mich verbürgen und mich sofort mitnehmen. Nein, das geht nicht, zuerst müssten noch das Signalement angefertigt, die Fingerabdrücke abgenommen und das Verbrecherfoto geschossen werden. Wie ich geltend machte, das hätten sie ja schon längstens von mir – erstmals wegen einer dreimonatigen Strafe für Eidesverweigerung –, hiess es: «Ja, das muss auf den neusten Stand gebracht werden.» Als das erledigt war, nahm mich Ketterer nach Winterthur zu sich nach Hause mit und schenkte mir anderntags zehn Franken fürs Bahnbillet. Ich kehrte zu Hedi zurück, und der *Monat ohne Geld* war zu Ende – jener Monat, von dem ich rückblickend meine, am vollsten gelebt zu haben. Am 23. August 1956 fing das «normale» Leben wieder an.

Das Geldsystem abschaffen?

Hedi, meine Frau, hat den *Beweis nicht anerkannt*. Sie fand, es sei keine Kunst, sich mit Bettelei über Wasser zu halten. Man lasse in unserer Gesellschaft niemanden verhungern. Wirklich nicht? Man sehe sich nicht nur in Dritteweltländern um, sondern auch in den «entwickelten» Ländern, und sehe, wie viele hier zumindest seelisch hungern und nicht das Lebensnotwendige für eine Existenz in unverletzter Menschenwürde zur Verfügung haben.

Mir ist klar, dass bei diesem Experiment andere Menschen für mich Geld ausgelegt haben. Aber das hätte nicht sein müssen, wenn wir eine Gesellschaft ohne *Gelddenken* und ohne *Geldsystem* wären. Da genügte es, wenn Menschen für ihre Mitmenschen etwas Menschlichkeit, etwas Nächstenliebe und etwas Herz aufbrächten, wenn sie bereit wären, von ihrer Hände und ihres Geistes Arbeit etwas zu opfern, ohne dafür einen Gegenwert in Geld zu verlangen. Denn während dieses Versuchs habe ich von der Güte, der Sympathie, der Hilfsbereitschaft meiner Mitlebewesen in Menschengestalt gelebt.

Wenn das Schicksal, das Leben, eine das Leben steuernde Kraft es nicht gewollt

hätte, hätte ich Schiffbruch erlitten, es wäre schief gelaufen, und ich hätte vielleicht jämmerlich verhungern müssen. Doch das Leben hat es gut mit mir gemeint und hat mich das erleben lassen, was auch in der *Natur* für Lebewesen in Fauna und Flora eine Selbstverständlichkeit ist: ohne Geld leben zu können. Und zwar recht ordentlich leben zu können, vorausgesetzt, die – teils recht verkommene – Kreatur «Mensch» in ihrer Profitgier, krankhaften Sicherheitssucht, ihrem mangelnden Vertrauen in Kräfte des Lebens, versklave, behindere und schädige ihre Mitlebewelt nicht zu sehr.

Leben ohne Geld ist doch für eine noch halbwegs gesunde *Familie* die selbstverständlichste Sache. Die Mitglieder leisten sich wechselseitig je nach Bedarf ihre Dienste, im Rahmen ihrer Kräfte und Möglichkeiten, ohne sich dafür gegenseitig Rechnung zu stellen. Wann besinnt sich die Menschheit auf ein Denken und Handeln als *Menschheitsfamilie* zurück? Wann stellt sie zum Beispiel die Existenz und «Notwendigkeit» der Grossbanken – dieser modernen und legalisierten Form des Grossräubertums – in Frage, welche Jahr für Jahr zu Lasten der Völker ihre Rekordgewinne einfahren?

Wer's also noch nicht begreift, dem sei's gesagt: Das Geldsystem abschaffen hiesse das Kapital und seine Schmarotzer in ihren Beutezügen einschränken. Denn wer kein Geld auf sich trägt oder im Haus liegen hat, dem kann es auch nicht legal oder illegal gestohlen werden. Dies würde den *Frieden auf Erden* fördern, vorausgesetzt, wir möchten lieber diesen Frieden, statt im Ruin zu stranden.

Mir scheint, durch den Übergang zum Geldsystem – wann immer das geschah – sei eine wesentliche Fähigkeit der Menschheitsfamilie und ihrer Glieder abgeschwächt worden oder ganz verlorengegangen: die *Solidarität*, das gemeinschaftliche Denken und Handeln füreinander in einem weitesten Sinne. Aber vielleicht handelt es sich auch um eine Wechselwirkung: Die Fähigkeit zur Solidarität war zu wenig entwickelt, und die Menschen

griffen zu einem Surrogat, das ihnen das Gefühl von Sicherheit und Glück verschaffte, zu Drogen, wie «Profitoin», «Heeroin» oder «Assekuranzin», die alle das Gefühl von «Sicherheit» und «Glück» hervorzaubern – und anschliessend den grossen Kater oder gar den totalen Ruin im Gefolge haben.

*

Im darauffolgenden Herbst führte uns Karl Ketterer nach *Südfrankreich*, ins Tal, in dem wir uns ansiedeln wollten. Dort hatte inzwischen ein Besitzerwechsel stattgefunden. Der neue Besitzer wäre bereit gewesen, uns die Liegenschaft zu verkaufen, allerdings nur zu einem fünffach höheren Preis (der immer noch äusserst günstig gewesen wäre). Ketterer schmiedete auch schon Pläne für eine Zusammenarbeit mit uns. Wir sollten zum Beispiel die Migros mit Marroni beliefern. Mit dem neuen Besitzer wurden wir praktisch handelseinig und berichteten Frau Meyer zu Schwabedissen in Bielefeld über den Stand der Dinge und baten um Geldüberweisung. Bald darauf erhielten wir jedoch eine Absage aus Frankreich. Um Steuern zu sparen, beharrte der Besitzer darauf, dass der Kaufpreis nur zur Hälfte deklariert würde und wir ihm die andere Hälfte schwarz zahlen sollten. Auf dieses Ansinnen mochten wir nicht eingehen, um nicht schon auf unsaubere Weise unser Werk zu beginnen.

Fast gleichzeitig traf auch eine *Absage aus Deutschland* ein. Frau Meyer zu Schwabedissen fürchtete, sie stürze uns mit ihrem Beitrag ins Unglück, und riet uns, doch etwas in Deutschland zu suchen, etwa im Schwarzwald. Da hätte sie keine Bedenken mehr und würde uns das Geld dafür gerne geben. So nahm unser Traum ein Ende.